Abab und wir

Autor(en): **Stalder, Vreni**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **84 (1975)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-548531

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Abab und wir

Vreni Stalder

Es geht um eine vielleicht etwas aussergewöhnliche Art, Religionsstunden zu gestalten:
Lehrer mit ihren Schulklassen beschäftigen sich durchschnittlich einen Nachmittag im Quartal mit Patienten im Pflegeheim Bärau. Es handelt sich um die geschlossene psychiatrische Abteilung, ein Sammelplatz für aus der Gesellschaft abgeschobene Menschen mit verschiedenartigen Gebrechen. Die meisten Insassen sind psychisch krank oder verwahrlost, schwachsinnig, dazu viele taubstumm, lahm, missgebildet oder sonstwie geschädigt. Die allermeisten haben wenig Kontakt mit Angehörigen oder der Aussenwelt überhaupt. Das Heim ist ausgezeichnet geführt. Man erkennt da die menschlichen Probleme und versucht mit Erfolg, sie an die Öffentlichkeit zu tragen. Es beschäftigen sich heute Frauengruppen (warum müssen es eigentlich nur Frauen sein?) mit Geburtstagsnachmittagen für jeden Patienten, andere Gruppen spazieren an gewissen Tagen mit den Unselbständigsten, spielen mit ihnen usw. Seit einiger Zeit ist nun auch eine Therapeutin angestellt.
Vor drei Jahren, als einiges noch nicht so war, hörten mein Mann und ich den Verwalter klagen über die Apathie und Langeweile vieler seiner Pfleglinge. Er äusserte auch den Glauben, dass diese Leute noch etwas tun könnten, aber der Anreiz fehle und das Pflegepersonal wäre überlastet.
Hierauf dachten wir, die Leute im Bärau liessen sich durch Kinder vielleicht am ehesten etwas erheitern. Aber gleich stellten sich Zweifel ein, ob man Kinder in diese Atmosphäre bringen dürfe, die für uns von entstellten Gesichtern und unmenschlichen Lauten geprägt schien. Und konnten nicht einige Patienten auch aggressiv werden? Durch die Schwester einigermassen beruhigt, wagten wir einen Versuch mit vorerst einer kleinen Gruppe Elfjähriger. Nun erging es uns ähnlich wie dem blinden Schwein, das eine Eichel findet: Wir merkten, dass hinter der zufälligen Idee des mehr karitativ gedachten Freudemachens viel mehr steckte. Es ging uns auf, als wir den tolpatschigen Schüler mit der hölzernen Sprache beobachteten. Er mühte sich ab, der verkrüppelten Schwerhörigen klarzumachen, sie dürfe sich ein Tier wünschen, das er zeichnen werde. Erwartungsvoll reichte er ihr den Elefanten, sie sog das Bild förmlich mit den Augen auf und drückte es an ihr Herz, lallte unverständlich und lachte laut. Dem Bub war wohl noch nicht oft so etwas geschehen. Er sammelte seine Phantasie und bewog die alte Frau zum Mitzeichnen.
Auch das scheue Mädchen sahen wir, das versuchte, die zur Wand gedrehte Patientin in der Ecke an einen Tisch zu bringen. Es musste sie wohl oder übel anfassen und die Misstrauische mit lieben Worten beruhigen. Es wuchs dabei sichtlich über sich hinaus. Die Frau schaute es von der Seite an, reagierte aber vorerst gar nicht. Das Mädchen musste seine ganze Überredungskunst aufbieten, bis sie eine Nadel in die Hand nahm und einige Stiche an einem Bild probierte. Hier war das sonst immer abwartende Kind ganz selbstverständlich aktiv und verantwortlich geworden.
Nach dem befriedigenden ersten Besuch wurden weitere Möglichkeiten ausprobiert, andere Schulklassen schlossen sich an, die Pfleglinge begannen sich die «Schülertage» zu merken, und die Schüler freuten sich auf solchen angewandten Religionsunterricht. Heute ist ein Arbeitsnachmittag meist lustig, da ist nichts von der bedrückten Stimmung, in die Erwachsene beim Anblick von «all dem Traurigen» verfallen.
Man kennt sich recht gut. Der Mann, der nur «abababab» sagen kann, wird als «Abab» respektiert. Der Schüler, den er gleich zum Legospielen an seinen Tisch zieht, hat es gut, Abab nimmt dankbar alle Künste seines neuen Kameraden auf.
Jetzt sind auch alle möglichen Singspiele beliebt, Basteln und Malen werden mit Vergnügen angenommen und beim Kleiderverkäuferlen in der Frauenabteilung haben Kinder und Pfleglinge ein grosses Gaudi.
Mehrmals wurde natürlich nach Schüleraufsätzen über die Stunden im Bärau gefragt. Die Berichte der Kinder sind punkto Intensität in der Wiedergabe des Erlebnisses weit unter den Erwartungen Erwachsener. Die Kinder finden nichts Besonderes an der Tätigkeit im Bärau, ausser vielleicht, dass sie eine angenehme Abwechslung im Religionsunterricht ist! Ihre Berichte widerspiegeln die Kommentare der Eltern und sind dann meist schlichtes Erzählen, «was man gemacht hätte».
Die Schulklasse meines Mannes durfte die Pfleglinge auf ihrer alljährlichen Reise begleiten. Zug, Schiff, z'Vieri nehmen, umsteigen – eine Reisegesellschaft, bunt zusammengewürfelt aus Patienten, Pflegepersonal, Frauen aus den Gruppen und vielen Schulkindern. Wir glauben, dass die Kinder im Pflegeheim mitbekommen haben, dass der Kontakt mit dem Schwächern oder dem sogenannt Abnormalen weder beklemmend noch karitativ herablassend zu sein braucht, sondern bloss eine natürliche, den Verhältnissen entsprechende Haltung verlangt. Sie haben, so hoffen wir, auch gesehen, dass eine Gemeinschaft mit Ungleichen, Andersartigen sehr wohl möglich ist.

(Aus «Schritte ins Offene» Nr. 6/1974)